

Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 3 (1946)
Heft: 1

Artikel: Michel de Montaigne und die Lehre von der Missbildung
Autor: Debrunner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-520512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GESNERUS

Vierteljahrsschrift für Geschichte der Medizin und der
Naturwissenschaften

Revue trimestrielle d'histoire de la médecine

Jahrgang - Volume - 3

1946

Heft - Fasc. - 1

Michel de Montaigne und die Lehre von der Mißbildung

Michel de Montaigne gibt uns im dreißigsten Kapitel des zweiten Buches seiner «Essais» die Beschreibung einer asymmetrischen Doppelbildung. Man darf annehmen, daß der betreffende Abschnitt, der unter der Überschrift «d'un enfant monstrueux» zu finden ist, ungefähr im Jahre 1578 geschrieben wurde, wahrscheinlich also kurz vor der Drucklegung der beiden ersten Bücher, die 1580 in Paris zur Veröffentlichung kamen. Montaigne hatte Gelegenheit, das Kind genau zu betrachten, als es gegen Entgelt wegen seiner Absonderlichkeit gezeigt wurde. Es war vierzehn Monate alt, konnte sich frei bewegen und trug auf seiner Brust eine zweite menschliche Bildung, ohne Kopf allerdings und in verkleinerten Maßen, aber doch mit ausgebildetem Rumpf und selbständig beweglichen Gliedmaßen, die dem kleinen Träger bis auf Kniehöhe herabhängten. Es handelte sich um eine asymmetrische Doppelbildung, bei welcher der kopflose Parasit oberhalb des Nabels mit dem Wirt verbunden war, also um eine Form, die nach der Nomenklatur von Schwalbe als Epigastrius zu bezeichnen wäre. Aus der anschaulichen Darstellung des Montaigne, die in bezug auf Klarheit der Beschreibung als Muster gelten darf, läßt sich diese Diagnose leicht stellen. Was Montaigne gesehen hat, entspricht bekannten Mißbildungsmöglichkeiten. Er beschränkt sich auf die einfache Wiedergabe seiner Beobachtung: «Ce conte s'en ira tout simple, car je laisse aux médecins d'en discourir.»

Velleicht waren ihm die Meinungen der damaligen Ärzte, unter denen namentlich der Leibarzt der französischen Könige des 16. Jahrhunderts, Ambroise Paré, Geltung gefunden hatte, nicht frei genug von spekulativen Einflüssen. Es ist auch für uns erstaunlich zu vernehmen, daß sogar Paré, dessen Werk «des monstres tant terrestres que marins avec leurs portraits» 1573 in Paris erschienen ist, sich nicht lösen konnte von

den Vorstellungen aus dem Sagenkreis des Altertums und der Hexenwelt des Mittelalters. Wenn Paré unter den Mißbildungsursachen «la gloire et l'ire de dieu» und daneben die Wirkungen teuflischer Mächte erwähnt, so wirken die Schlußsätze, die Montaigne seiner Beschreibung hinzufügt, wie Lichtstrahlen, die einen dunklen Winkel menschlicher Phantastereien aufhellen. Am Schlusse des kurzen Abschnittes faßt er nämlich seine Überlegungen in wenigen Sätzen zusammen, die als prachtvoller Beweis für die Unabhängigkeit seines Denkens unsere Bewunderung beanspruchen:

«Ce que nous appellons monstres, ne le sont pas à Dieu, qui voit en l'immensité de son ouvrage l'infinité des formes qu'il y a comprises; et est à croire que cette figure qui nous estonne, se rapporte et tient à quelque autre figure de mesme genre inconnu à l'homme. De sa toute sagesse il ne part rien que bon et commun et réglé; mais nous n'en voyons pas l'assortiment et la relation.

Quod crebro videt non miratur, etiam si cur fiat nescit. Quod ante non vidiit, id, si evenerit, ostentum esse censem.

Nous appellons contre nature ce qui advient contre la coutume: rien n'est que selon elle, quel qu'il soit. Que cette raison universelle et naturelle chasse de nous l'erreur et l'estonnement que la nouvelleté nous apporte.»

Montaigne faßt demnach die Monstra als Sonderfälle der natürlichen Entwicklung auf. Was sich als widernatürliche Erscheinung kundtut, ist im Grunde genommen nur eine außergewöhnliche Bildung. Ihr Anblick ist uns nicht vertraut, weshalb wir sie leichthin als fremdartig, als Beweis für eine Durchbrechung nicht nur der Entwicklungsregeln, sondern der Gestaltungsprinzipien des organischen Lebens überhaupt betrachten. Vor Gott sind aber diese Produkte aus Fehlleitungen der organischen Gestaltungskraft keine Monstra; denn ihr Plan ist im Schöpfungsplan schon enthalten. Ihre Besonderheit ist eingeschlossen in der «immensité de son ouvrage». In die Unermeßlichkeit des Weltenplanes ist eine Unendlichkeit von möglichen Erscheinungsformen eingefügt, die eine jede ihre Bedingungen findet, unter denen sie sich verwirklichen muß.

Der moderne Leser vernimmt aus diesen Gedanken wohl die frühesten Anklänge an die Lehren der Entwicklungsforschung unserer Tage. Die Worte des Montaigne erinnern zweifellos an die Begriffe der prospektiven Bedeutung und prospektiven Potenz, wie sie von Driesch festgelegt wurden. Wir wissen, daß die Mißbildung nicht als einmaliges Geschehen

außer aller Ordnung aufgefaßt werden darf, sondern als Sonderfall einer der vielen Verwirklichungsmöglichkeiten einer organischen Form. In seiner zeitbedingten Sprache sagte das Montaigne mit den Worten: «De toute sa sagesse il ne part rien que bon et commun et réglé». Wenn er hinzufügte, daß wir Ordnung und Beziehungen im vorliegenden Fall nicht zu sehen vermögen, so galt das für seine Zeit, aber nicht mehr für die unsrige. Denn wir sind dank der Fortschritte der Entwicklungbiologie heute imstande, auch in diesen abwegigen Abläufen die Regel zu sehen, ja sie geradezu aus den Störungen zu erschließen. Die moderne Biologie hat sich ein eigenes Forschungsgebiet geschaffen, in welchem durch künstliche Störung des normalen Entwicklungsvorganges aus den uns bekannten und von uns abgewandelten Bedingungen des Experimentes heraus die Gesetze der normalen Vorgänge durch Aussondern und Vergleichen näher begrenzt werden. Durch künstliche Erzeugung von Mißbildungen machen wir uns den Blick frei auf die Geheimnisse der organischen Gestaltung überhaupt. Die Mißbildung ist für uns nur ein Spezialfall aus dem großen Geschehen der Variabilität im allgemeinen, «et est à croire que cette figure qui nous estonne, se rapporte et tient à quelque autre figure . . .».

Ich glaube, daß wir den klaren Worten des Montaigne diese Deutung geben dürfen, da sie aus der ihm eigenen einfachen und anschaulichen Schreibweise heraus kaum anders verstanden werden können. Was diese Auffassung aber als Zeugnis für die Sauberkeit und Reinheit seines Denkens bedeutet, werden wir erst verstehen, wenn wir einen Blick werfen auf die einschlägige Spezialliteratur der damaligen Zeit, die den Beginn der Naturwissenschaften in die Wege leitete, ohne auch zugleich die Mißbildungslehre aus dem Gestrüpp zu befreien, in das sie durch Aberglauen und Mystik verführt worden war.

Eine eigentliche medizinische Literatur über Mißbildungen bildete sich erst im 16. Jahrhundert aus, also in der Zeit, in welcher Montaigne gelebt und gewirkt hat (1533—1592). Für Frankreich bedeuten diese Jahre eine Epoche furchtbarer Religionskriege, die erst durch Heinrich IV., den Navarresen und Gönner Montaignes, nach dessen Tod durch das Edikt von Nantes abgeschlossen wurde (1598). «Das Frankreich des 16. Jahrhunderts war in ähnliches Elend geraten, wie es das Deutschland des 17. Jahrhunderts im Dreißigjährigen Kriege erreichen sollte. Verödet, hinuntergesunken vom Range einer kontinentalen Macht, von Seuche zu Seuche, von Hungersnot zu Hungersnot sich fristend stand Frankreich da, zer-

rissen in Parteien. Das Königreich war erdrückt unter einer ungeheuren Schuldenlast, Gesetz und Einrichtung verloren jede Wirkung, das Königthum als Institution wurde in Frage gestellt. Völlige Anarchie, Wirrwarr, Erschöpfung herrschten auf allen Gebieten. Acht Religions- und Bürgerkriege hatten sich abgelöst. — Im Beginn waren sie um die Wahrheit gegangen mit Leidenschaft, bald aber wurden sie wie überall ein Vorwand für den Mord um die Macht.» So schildert Carl J. Burckhardt das Zeitalter Montaignes. Während seines Lebens dichteten Ronsard und Louise Labé, schrieben Rabelais und Calvin, wurde Servet verbrannt und Giordano Bruno der Prozeß gemacht, im gleichen Jahre 1564 Michelangelo zu Grabe getragen und Shakespeare aus der Taufe gehoben; Amerika war kaum entdeckt, und aus seinen Ländern kamen neue und überraschende Kunden. Damit seien ein paar Nadeln gesteckt, um den Zeitraum deutlicher zu fixieren. Auf jeden Fall schickte sich der Menschengeist an, sich einer neuen Denkweise zu bedienen. Das rationale Denken übernahm die Leitung menschlicher Angelegenheiten, und damit war der Weg für die Wissenschaften frei geworden.

Auch die Medizin erlebte einen Aufschwung. Der schon erwähnte Paré gilt als Begründer der Chirurgie; Andreas Vesalius (1514—1564) schrieb sein berühmtes anatomisches Lehrbuch. So war zu erwarten, daß auch die Abweichungen vom normalen Bild der menschlichen Gestalt erneut gesammelt und geprüft würden. In der Tat finden wir im 16. Jahrhundert ein starkes Interesse an den Mißbildungen. In der Raritätsammlung Kaiser Rudolfs II. fanden sich berühmte Stücke, ein wachsender Stein, ein Monstrum mit zwei Köpfen, wunderliche Meerfische, ein nicht am Tier gewachsenes, sondern fertig vom Himmel gefallenes Fell, die alle der ernsthaften Bewunderung würdig befunden wurden. Die Kompilatoren der Sammelwerke über die Einrichtungen der Welt bevorzugten das Sonderbare und wußten viel darüber zu berichten. Aber sie übernahmen meist das Gebotene aus älteren Händen, ohne sich um eine eigentliche Aufklärung zu bemühen.

Das bekannteste Werk der Zeit bilden die «histoires prodigieuses» von Bouaystuau. Es lehnt sich an die Auffassungen an, die von Lycosthenes wiederum aus früheren Bearbeitungen entlehnt wurden. Des Lycosthenes Buch wurde 1557 in Basel gedruckt unter dem Titel «prodigiorum ac ostentatorum chronicon». Es enthält Beschreibungen und Abbildungen der Wunder der Erde und des Himmels von der Entstehung der Welt an und bespricht darunter eine Menge von monströsen Mißbildungen, die

durch einzelne naturmögliche Formen, daneben aber auch durch phantastische Zeichnungen von Artvermischungen dokumentiert werden. Aus Zürich wurde im Jahre 1554 ein Buch des Jacob Rueff herausgegeben «de conceptu et generatione hominis». Im fünften Abschnitt werden als Mißbildungen wiederum wirkliche und erfundene Gestaltungen beschrieben. Sogar der große Ambroise Paré definiert die monstra als «choses qui apparaissent outre le cours de nature et sont le plus souvent signes de quelque malheur advenir». Der Standpunkt eines Plinius ist immer noch nicht überwunden und der des Aristoteles, der schon auf die Unmöglichkeit der Artenvermischung hinwies, nicht mehr erreicht. Aus Parés Buch lernen wir typische Menschenrassen kennen, die nur ein Bein, dafür aber einen so mächtigen Fuß haben, daß sie sich in Rückenlage damit wie mit einem Schirm vor den senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen schützen können. Atlantisvisionen des Platon werden in Wirklichkeit umgesetzt. Noch Licetus, dessen Werk «de monstris» 1616 in erster Auflage in Padua gedruckt wurde, bildet Doppelbildungen von Kalb und Mensch ab, sowie Menschen mit Elefantenköpfen, mit Bocksbeinen und deutet sie als Erzeugnisse der Sodomie. In gleicher Weise belegen Aldrovandi (1642) und Bartholinus (1654) ihre Wissenschaft. Neben ausgezeichnet beobachteten Befunden, beispielsweise einer sorgfältig präparierten Huifeisenniere, zeigt der letztere eine schwimmende Sirene, von der neben einem zierlichen Konterfei en face und einer Abbildung ihrer Schwimmkünste auch das anatomische Präparat einer Rippe und eines Vorderarmhandskeletts dargestellt werden, die uns heute als ergötzliche Beweise einer lebhaften Phantasie erfreuen. Beide Werke haben eine weite Verbreitung gefunden und ihre Lehren, die von Nachfolgern weitergetragen wurden, sind erst dem wissenschaftlichen Gewicht der großen Arbeit Albrecht von Hallers erlegen, die 1768 in Lausanne unter dem Titel «de monstris libri II» veröffentlicht wurde. Sie darf als erstes auf gründlicher wissenschaftlicher Durchdringung des gesamten Stoffes aufgebautes Werk gelten.

In der Zwischenzeit sind gelegentlich Aufsätze und Schriften herausgegeben worden, in denen wirkliche Befunde beschrieben wurden. So ist ein anatomisches Werk von Colombo bekannt, das schon anno 1559 verschiedene Mißbildungen der Knochen, der Gliedmaßen, der Gefäße und Eingeweide erwähnt und auch den Hermaphroditismus kennt. Der Verfasser hat sich getreu an das gehalten, was er selber gesehen und untersucht hatte, und ist damit der Gefahr entgangen, spekulative Gedanken

aus der Phantasie zu spinnen. Das sind aber Ausnahmen. Im allgemeinen herrschen noch bis 200 Jahre nach Montaignes Äußerungen die dunklen Ansichten von der außernatürlichen, über- und unternatürlichen Entstehungsweise der Mißbildungen und damit auch von der vollkommenen Freiheit ihrer formalen und funktionellen Kombinationen. Daß auch Montaigne einmal ohne Überprüfung derartige Möglichkeiten, wenn nicht als Tatsachen behauptet, so doch als Gerüchte erwähnt, läßt sich aus Buch I Kapitel 48 der «essais» ersehen, wo er von den Streitrossen Alexanders und Cäsars erzählt: «Comme nature a voulu faire de se personnage et d'Alexandre deux miracles en l'art militaire, vous diriez qu'elle s'est aussi efforcée à les armer extraordinairement: car chacun scait du chevale d'Alexandre, Bucéfal, Qu'il avoit la teste retirant à celle d'un toreau, qu'il ne souffroit monter à personne qu'à son maistre . . . Caesar en avoit aussi un autre qui avoit les pieds de devant comme un homme, ayant l'ongle coupée en forme de doigts . . .». Wir sehen, daß er derartige Vorkommnisse für möglich hält. Er fühlt sich indessen nicht verpflichtet, über ihre Natur zu räsonnieren, da er sie nicht selber gesehen. Erst die eigene Betrachtung stellt ihn auf den Boden der Wirklichkeit, der sein Verstand zu dienen sucht. Gegen alles andere verhält er sich skeptisch. Dort aber, wo er das Außergewöhnliche mit seinen eigenen Augen sieht, versucht er es mit dem von ihm gefundenen Weltbild zu vereinbaren. Er reiht es ein in die Ordnung, die er als eine göttliche erkannt hat; denn er kann sich nicht denken, daß Gott etwas in der Natur zur Erscheinung bringe, das er nicht schon in der Unermeßlichkeit seiner Aufgabe als eine der unendlichen Mannigfaltigkeiten möglicher Formen vorausbestimmt und damit in die Ordnung natürlichen Geschehens aufgenommen habe. Das Außergewöhnliche ist nicht ein Beweis für die Durchbrechung der Natur, deren Möglichkeiten wir ja gar nicht zu ahnen vermögen; es ist höchstens der Beweis für unsere mangelhafte Erfahrung.

Die Forschungen unserer Tage haben Montaigne Recht gegeben. Die gewaltige Ausweitung unserer Erfahrung vermochte keine Mißbildungen zu finden, die nach ihrem Bau und ihrer Leistung wirklich über den Rahmen bekannter Möglichkeiten hinausgingen. Jede Mißbildung ist aus dem Gange der normalen Entwicklung heraus zu verstehen. Sie gehorcht strikte den Grundgesetzen der Biologie. Immer, sogar noch im verworrenen Knäuel scheinbar regelloser Bildung werden Bauelemente als solche erkennbar zu Strukturen zusammentreten, werden sich die Strukturen zu Geweben sondern und Formationen eingehen, die als Knochen, Zah-

gebilde, Drüse, Muskel ohne weiteres zu verstehen sind und ihrer Art und Gattung, ihrer Funktion, ihrem eigentlichen Wesen treu bleiben, auch wenn eine äußere Kraft die Entwicklung zur endlichen Vollendung als Organismus fehlgeleitet oder eine innere Störung das Werk der Gestaltung aus seinem Plan gerückt hat. Es gibt nichts außerhalb der Natur und ihre Regeln, die im Schöpfungsakt endgültig und verborgen festgelegt wurden, werden sich auch dort finden lassen, wo unsere stumpfen Sinne vorläufig nur die Verwirrung der Ordnung zu erkennen vermögen.

So etwa möchte ich die Worte des Michel de Montaigne auslegen. Sie verdienen es, als Motto vor eine moderne Mißbildungslehre geschrieben zu werden.

Literatur

Es sollen nur einige Angaben folgen, die dem Leser über den Ursprung der Zitate und der Quellenhinweise Aufschluß geben. Die altfranzösische Schreibweise der Montaigneschen Texte ist ohne weiteres verständlich. Die Form «comprimes» hat die Bedeutung von «einbezogen, eingeschlossen». «Retirant» steht für «semblable». Das lateinische Zitat hat Montaigne der Schrift des Cicero, de divinatione II, 17, entnommen.

Montaigne. Les Essais de Michel de M. Nouvelle édition conforme au texte de l'exemplaire de Bordeaux, par Pierre Villey, Paris, 1922, 3 Bände (2. Bd. S. 512 und 1. Bd. S. 367).

Schwalbe, Ernst. Die Morphologie der Mißbildungen der Menschen und der Tiere.
I. Teil: Allgemeine Mißbildungslehre, Jena, 1906.

Förster, August. Die Mißbildungen des Menschen, systematisch dargestellt. II. Auflage, Jena, 1865.

Die Zitate nach älteren Autoren, deren Werke mir nicht im Original zugänglich waren, stammen aus den beiden Werken von Schwalbe und Förster. Dort sind auch die Angaben über Erscheinungszeit und -ort der älteren Schriften zu finden.

Burckhardt, Carl J. Richelieu, der Aufstieg zur Macht. München, 1937 (S. 5 ff.).

Friedell, Egon. Kulturgeschichte der Neuzeit, 3 Bände. München 1930 (S. Bd. 1, S. 362, über die Kollektionen des Kaisers Rudolf II.). Dort findet sich ein für die Teilnahme der Zeit an Wundern und Wundergläuben bezeichnender Ausspruch des Marini angeführt: «... è del poeta il fin la maraviglia».

Hans Debrunner.